

Zeitschrift:	Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber:	Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band:	64 (1993)
Heft:	12
Artikel:	Erfahrungsaustausch über Alltagssituationen in der Familie und in Institutionen : schwerstbehinderte Menschen - eine Herausforderung
Autor:	Gerber, Johannes
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-811527

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schwerstbehinderte Menschen – eine Herausforderung

Von Johannes Gerber

Menschen mit schwerster Behinderung können ihre Anliegen vielfach nicht selbst vorbringen. Es ist ihnen nicht möglich, ein Forum zu schaffen, um eigene Ansprüche anzumelden. Aber auch ihre Angehörigen, Eltern und Fachleute werden täglich mit den eigenen Grenzen konfrontiert und fühlen sich dabei nur allzu oft alleine gelassen und nicht verstanden.

Die Schweizerische Zentralstelle für Heilpädagogik (SZH) ging im letzten Jahr an Hearings in Lausanne und Zürich verschiedenen Problemkreisen nach, die sich aus dem Alltag und der Arbeit mit diesen Menschen ergeben. Dabei wurde das Bedürfnis der Angehörigen wie der Fachleute deutlich, mit der eigenen Situation besser umgehen zu lernen, verstanden und akzeptiert zu werden. Kräfte und Ideen mussten koordiniert werden, um bestehenden Problemen begegnen zu können.

Die SZH hat in der Paulus-Akademie eine Partnerin gefunden, um eine Tagung zu organisieren, die in diesem Sinne als Forum für die Koordination der Kräfte dienen sollte. An dieser Tagung wurden nicht nur Utopien und Wünsche, sondern auch mögliche Wege und Strategien für den Alltag diskutiert und Partnerinnen und Partner für die Zusammenarbeit gefunden. Parallel dazu fand eine entsprechende Tagung in der Romandie statt.

In seinem Eintrittsreferat umriss Hansruedi Bischofberger, Heilpädagoge und Mitarbeiter der SZH Luzern, die anstehenden Themenkreise und Probleme im Bereich der Schulung und Betreuung von Schwerstbehinderten, Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen:

Als ich zu Hause am Schreibtisch sass und mir überlegte, mit welchen Worten ich Sie begrüssen könnte, blieb ich an dieser Stelle stecken. Eigentlich wollte ich so weiterfahren: «Ich *freue* mich, dass Sie hier sind; ich *freue* mich, die nächsten zwei Tage mit Ihnen verbringen zu können.» -

Aber ist das wirklich wahr?

Wir sind hier, weil es in unserer Gesellschaft Menschen gibt, die in ghetto-ähnlichen Zuständen leben, weil wir von Menschen wissen, die vergessen zu gehen drohen, weil es Menschen gibt, die sich nicht für sich selbst wehren und einsetzen können.

Und so frage ich:

- Ist es wirklich eine Freude zu wissen, dass es Menschen gibt, die sich nicht verständlich machen können und von ihrer Umwelt nur schwer oder nicht verstanden werden?
- Ist es wirklich eine Freude zu wissen, dass es Eltern gibt, die Tag und Nacht, 365 Tage im Jahr für ihr Kind da sein müssen und sich von der Umgebung nicht verstanden, von Fachleuten nicht ernst genommen fühlen?
- Ist es wirklich eine Freude zu wissen, dass Fachleute in ihrem Alltag oft hilflos sind, zwischen verschiedensten Therapie- und Förderkonzepten die Orientierung verlieren und unsicher werden, sich fürchten, den «falschen» Weg eingeschlagen zu haben?
- Ist es wirklich eine Freude zu wissen, dass es Menschen gibt, die nach der Schulzeit nicht ins Leben und in die Welt hinaus gehen können, sondern auf dem «Abstellgleis» landen?

Nein, es *kann* keine Freude sein, dies alles und noch viel mehr zu wissen – ich kann mich nicht freuen.

Dass diese Feststellungen nicht einfach aus der Luft gegriffen sind, konnten wir von der SZH im letzten Jahr erfahren: Um im Themenbereich «Menschen mit schwersten Behinderungen» aktiv zu werden, schrieben wir in Zürich und in Lausanne Hearings aus. Wir wollten von Betroffenen wissen, *ob* und *in welchem Bereich* Aktivitäten der SZH zu diesem Thema sinnvoll sein könnten. An Stelle der erwarteten 10 bis 15 Personen meldeten sich aus der deutschsprachigen Schweiz gegen 80 Interessierte. Wir mussten kurzfristig grössere Räumlichkeiten finden. Schliesslich trafen sich im November des letzten Jahres in Zürich mehr als 60 Leute.

Und die engagierten Voten dieser Teilnehmerinnen und Teilnehmer bezeugten in eindrücklicher Weise das grosse Bedürfnis, verstanden zu werden, Hilfe und Unterstützung für den Alltag zu finden sowie den Wunsch, Prozesse in Gang bringen zu können, Alternativen für den Alltag zu suchen ...

In mehreren Themenkreisen versuchten wir, die genannten Probleme zusammenzufassen:

- **Ethik:** Das Leben von Menschen mit Behinderungen ist immer wieder bedroht. Die Euthanasiedebatten der letzten Jahre haben dies nur zu deutlich gezeigt. Und gerade in der heutigen Zeit, wenn das Geld knapper wird, ist die Gefahr gross, dass da gespart wird, wo sich niemand wehrt und wo die Produktivität am wenigsten offensichtlich ist.
- **Definition:** Was heisst «schwerstbehindert» sein? Wir wissen alle, wie sehr die Schwere einer Behinderung von subjektiven Empfindungsfaktoren abhängt. Wir wissen alle, dass gerade bei Menschen, die von schwersten Behinderungen betroffen sind, niemand dem andern gleicht. Es gibt nicht eine vergleichbare «Einheitsbehinderung». Wir wissen alle, dass jede Definition zugleich umfassend als auch ausgrenzend, ghettosierend wirkt. Und erst recht wissen wir, wie gefährlich es ist, mit Steigerungsformen umzugehen – nicht nur «schwer», sondern «schwerst»-behindert sollen die Menschen sein – was folgt danach?

Dennoch – um im gesellschaftlichen Alltag und ganz besonders im Bereich der Politik gewisse Ziele anstreben zu können, sind solche Definitionen oft sehr wichtig. Nur so können Menschen sich identifizieren, gemeinsam Wünsche und Forderungen erarbeiten und vorbringen.

- **Institutionelle Strukturen:** Veränderungen im Bereich der Behindertenarbeit zeichnen sich ab: Medizinische Möglichkeiten können immer mehr Leben erhalten und verlängern – und schaffen ganz neue Bedürfnisse; Integrative Tendenzen verlangen neue Konzepte für Institutionen – und wirken nicht zuletzt auf Menschen mit schwersten Behinderungen erst recht ghettoisierend; Frühförderung, früher Einsatz von besonderen Förder- und Therapiemassnahmen wirken sich auf Fähigkeiten und Erwartungen der behinderten Menschen und ihrer Umgebung aus; die Idee des lebenslangen Lernens ruft nach neuen Einrichtungen für erwachsene Menschen.

Dies nur einige Stichworte zu möglichen Ursachen für die veränderten Ansprüche an Institutionen: Wohneinrichtungen für erwachsene Menschen sollten geschaffen werden; Tageschulen sollten Plätze anbieten können und Strukturen aufweisen für Kinder mit schwersten Behinderungen; Eltern sollten in die institutionelle Arbeit mit einbezogen, mit ihrem «Fach»-Wissen ernst genommen werden; integrative Ideen dürfen Menschen mit schwersten Behinderungen nicht vernachlässigen, sondern müssten sich eben gerade daran orientieren. Aber wie?

- **Pädagogisch-therapeutische Modelle:** In den letzten Jahren und Jahrzehnten sind immer mehr und neue Therapie- und Förderkonzepte entstanden, ein Dschungel, der oft mehr verunsichert als Hilfe verspricht. Dazu kommt, dass die Situation der Menschen mit schwersten Behinderungen aus verschiedenen Perspektiven betrachtet wird und betrachtet werden muss: aus orthopädischer Sicht, aus entwicklungspsychologischer Sicht, aus pädagogischer Sicht – und im Alltag sollten alle diese Sichtweisen verknüpft werden, nicht gegeneinander, sondern miteinander wirken. Aber wie?

- **Erwachsensein mit schwerster Behinderung:** An eine Aussage einer Hearings-Teilnehmerin in Zürich kann ich mich noch besonders gut erinnern: Für Kinder wird alles unternommen, unzählige Massnahmen werden finanziert. Wird das Kind aber erwachsen, fehlt jede Zukunft. Hoffnungen und Versprechungen der Schulzeit zerschlagen sich. 18 Jahre, und was nun? Von der Schule direkt ins Altersheim?

- **Eltern:** Sie erleben die Behinderung als erste – und sind allein. Sie sind Tag und Nacht um ihr Kind – und haben Angst. Sie setzen Hoffnungen in Fachleute – und finden sich vor unzähligen Widersprüchen. Sie tragen die Verantwortung für ihr Kind weiter, auch wenn die Institutionen, die Fachleute sich zurückziehen. Sie brauchen Kraft und fühlen sich nur zu oft nicht verstanden.

- **Ausbildung, Weiterbildung:** Was sind die Inhalte einer Fachausbildung, die befähigen soll, mit Menschen mit schwersten Behinderungen umzugehen? Sollen möglichst viele Spezialisten mit diesen Menschen arbeiten – oder wäre eine einzige Bezugsperson, die eine tragfähige Beziehung aufbauen kann, nicht sinnvoller? Soll medizinisch-pflegerisches Wissen im Vordergrund stehen – oder müssen pädagogische Gesichtspunkte die Betreuung prägen? Ist für die Betreuer ein besonderes Wissen wichtig – oder nicht viel eher eine sehr bewusste und stabile weltanschauliche Grundhaltung? Wie können weltanschauliche Grundhaltungen vermittelt werden? Wie kann das reiche Spezialistentum, das viele Wissen und Können, wie können die vielen speziellen Therapie- und Förderformen genutzt werden? Nur allzu viele Fragen sind nach wie vor offen.

Dieser kleine Einblick in die erarbeiteten Themen zeigt die komplexe Situation und weist auf die Unzahl offener Fragen hin. Für uns von der SZH war im Anschluss an diese Hearings klar: Wir haben den Auftrag, aktiv zu werden – aber wie?

Es liegt auf der Hand: Die paar wenigen Mitarbeiter der SZH, die sich ganz abgesehen davon noch mit vielen anderen Fragen zu befassen haben, können diese Aufgabe nicht allein am Schreibtisch lösen. Diese Probleme müssen da angegangen werden, wo sie sind. Lösungsansätze und Projekte müssen von *den* Menschen getragen werden, die im Alltag betroffen sind.

Wir von der SZH hingegen können Rahmenbedingungen schaffen, die solche Bemühungen unterstützen. Wir können Informationen sammeln und streuen, wir können Projekte fachlich begleiten und unterstützen – oder gar, was mit dieser Tagung angestrebt wird, Projekte initiieren, Leute, Menschen zusammenführen, die gemeinsam aktiv werden möchten.

Ich glaube, dass wir weiterkommen können, wenn wir stets aktiv sind. Ich glaube, dass wir sinnvolle Veränderungen erreichen können, wenn wir uns immer wieder überlegen, wo und wie etwas verändert, verbessert werden könnte. Ich glaube, dass wir uns dem Schicksal, den nicht behinderten Kräften in unserer Gesellschaft, nicht machtlos ausliefern müssen, wenn wir uns zusammenraufen, wenn wir gemeinsam vorgehen und uns immer wieder neu darum bemühen, Gehör zu verschaffen.

Ich glaube daran, dass unsere heutige Tagung einen Sinn hat, dass wir gemeinsam Veränderungen bewirken können, dass wir es fertigbringen, das Ghetto, in dem die uns anvertrauten Menschen zu versinken drohen, immer wieder neu aufzubrechen.

Wenn ich nun aber dies vor Augen habe: Da ist ein Saal voller Menschen, die bereit sind, gemeinsam Aufgaben anzupacken, da sind Menschen zusammengekommen, weil sie an mögliche Veränderungen glauben – wenn ich das sehe, kann ich nicht traurig und resigniert sein. Wenn ich das sehe, muss ich mich freuen.

Und darum möchte ich es jetzt, an dieser Stelle dennoch, oder eben erst recht sagen: Ich *freue* mich, dass Sie alle hier sind.

Ich *freue* mich, die nächsten zwei Tage mit Ihnen zusammen zu verbringen.

Ich *freue* mich, dass so viele Menschen hier sind, die bereit und motiviert sind, neue Wege zu suchen, die bereit sind, die Herausforderungen, die die Menschen mit ihren schwersten Behinderungen an uns stellen, anzunehmen.

Visionen

In kurzen Visionen versuchten nun Eltern und Fachleute, ihre Wünsche und Forderungen in der Arbeit mit Schwerstbehinderten zu umreissen. Da war eine junge Mutter, die berichtete, wie man als Eltern zu Beginn auf mögliche Wunder hoffe, bereit sei, für die Förderung des Kindes einen hohen Preis zu bezahlen, man hoffe auf Integrationsmöglichkeiten und wehre sich gegen einen Heimeintritt. Ihre Vision waren vermehrte zwischenmenschliche Kontakte und Begegnungen. Eine andere Mutter wünschte sich mehr spontane Kontakte von Altersgenossen ihres 23jährigen behinderten Sohnes, was auch Freiraum für die Eltern schaffen könnte.

Ein Schulleiter wünscht sich eine (Sonder-)Schule, in welcher auch Förderungsmöglichkeiten statt nur Lernmöglichkeiten bestehen, eine Trägerschaft von Schulen, die auch bereit ist, Schwerstbehinderte zu integrieren, statt dass sich eine Sonderschule ausgrenzend spezialisiert. Er hat die Vision von engagierten Mit-

arbeiterinnen und Mitarbeitern, welche neue Schritte wagen, und von pädagogischen Ausbildungsstätten, welche von Spezialisierungen Abstand nehmen. Er wünscht sich auch Behörden und Gremien, welche den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Möglichkeiten zum Ausspannen gewährt, welche wirkliches und rechtzeitiges Ausspannen erlauben. Ein Vater wünscht sich aussenstehende, unfachliche Helferinnen und Helfer, welche sich spontan für kleine Dienste anbieten.

Gesichtspunkte aus den Gruppengesprächen

1. Alle Betroffenen verlieren Energie. Wo und wie tanken sie wieder auf?

Man neigt dazu, Rollen zu fixieren, daraus können Spannungen entstehen. Man muss neue Wege, eine neue Sprache suchen, um diese Rollenunterschiede zu überwinden. Die Art des Auftankens ist individuell. Wichtig ist, dass der Betroffene die Art selber wählen kann. Zu Energieverlust führt die Meinung, unersetztlich zu sein, was einen hindert, selbst Hilfe zu suchen und zu bekommen. Aus Angst, abhängig zu werden, wird nicht um Hilfe gebeten. Zur Entlastung gibt es zwar Entlastungsdienste. Deren Beanspruchung ist aber mit bürokratischen Hürden der IV verbunden. Dazu sollte die IV ihren Aufwand senken und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kompetenter schulen. Um ein Ausbrennen bei Fachleuten zu verhindern, brauchen diese mehr Kontakt und Wertschätzung untereinander, mehr Kenntnisse voneinander. Das Finanzielle angesprochen, macht sich die Gruppe dafür stark, dass Eltern, welche die Pflege ihres behinderten Kindes übernehmen, einen finanziellen Beitrag bekommen, welcher jenem einer Heimplatzbetreuung entspricht und über den sie nach ihrem Ermessen verfügen könnten.

2. Zwischen Separation und Integration:

Was ist Integration?

Integration heisst dabeisein, gemeinsames Tun, Begegnung und was daraus wird, Perspektivenwechsel (welches sind massgebende Normen?), akzeptiert sein, wie man ist, Prozess, ist im Einzelfall besser möglich als in der Gruppe, nur in der Praxis lösbar, Schwerarbeit für die Familie. Integrationshindernisse sind gewachsene und institutionelle Strukturen, welche Ängste vor Neuem und Trägheit erzeugen; das Menschenbild und die Werte unserer Gesellschaft, die die Defizite betont und das Reparieren in den Vordergrund stellt; Schuldgefühle der Eltern; anderssein als Problem an sich; architektonische Barrieren; finanzielle Engpässe (gängige Finanzierungsarten verhindern eine Integration). Man könnte aber die Frage auch einmal umkehren: **Wie integriere ich Nichtbehinderte in das Leben Behindter?** In drei Bereichen sollte etwas geschehen: 1. Öffentlichkeitsarbeit; 2. mit praktischen Beispielen Vorbilder schaffen; 3. soll die Wissenschaft Grundlagen zur Integration schaffen.

3. Kommunikation unter erschwerten Bedingungen:

Nonkommunikation gibt es nicht, man muss nur versuchen, die behindertengerechte Kommunikationsebene zu finden. Sprache ist nur ein Teil der Kommunikation. Der Betreuer muss ein Teil der Kommunikation sein, er muss abwarten und nicht interpretieren. Wie steht es mit Kommunikation unter Zeitdruck? Wie mit der eigenen Kommunikation? Es braucht Sensibilität, Einfühlungsvermögen und Intuition, um die Kommunikation Behindter zu verstehen. Kommunikation ist eine Frage der wachen Beziehung. Auch (Auto-)Aggression und Stereotypen sind Formen der Kommunikation; sie sollen oder müssen in andere Bahnen gelenkt werden. Diese Gruppe hat den Wunsch nach entsprechenden Weiterbildungskursen.

Leben im Erwachsenenalter zu Hause und in Institutionen:

Problemkreise dieser Gruppe waren: Der Umgang mit dem Ausgelaugtsein und der Erschöpfung, die Frage nach den Entwicklungsmöglichkeiten junger erwachsener Behindeter, die Rahmenbedingungen für gute Lebensfelder und das Aufzeigen von Perspektiven, welche Türen öffnen für die Aufnahme und Kooperation von und mit Schwerstbehinderten. Dazu bestehen Visionen von einem partnerschaftlichen Umgang mit dem Behinderten. Partnerschaft heisst hier respektieren der Persönlichkeit. Diese sollen Eltern an Kursen lernen.

5. Im Dschungel der Therapieangebote. Wo bleibt Platz zum Leben?

Was Therapie ist, wird an den verschiedenen Institutionen verschieden wahrgenommen. Wer mit Kindern oder Jugendlichen zu tun hat, erlebt die Therapiemöglichkeiten als Dschungel (was gibt es, was und wieviel ist sinnvoll und nützlich?), bei erwachsenen Behinderten gleichen sie der Wüste. Dies hängt mit der Finanzierung durch die IV zusammen, da diese Therapien nur bis zum 20. Altersjahr bezahlt werden. Bei erwachsenen Behinderten muss man sich also auf das Wesentliche konzentrieren. Gefordert wird von dieser Gruppe ein vermehrter Austausch unter den Fachleuten. Offene Gesichtspunkte sind: wie gehen wir mit verschiedenen Therapieangeboten um; verschiedene Ausgangslagen für Eltern und professionelle Erzieherinnen und Erzieher; Einzelfall und Therapie; wer entscheidet über Therapien, wo liegen welche Kompetenzen; Mittel und Wege, um Therapien und Pädagogik zu verknüpfen. Dazu braucht es gegenseitige Wertschätzung und Öffnung. Hindernisse dabei sind unterschiedliche Arbeitsbedingungen und Wertvorstellungen.

Ausbildungskonzepte und Alltagsrealitäten:

Wichtig an Konzepten ist, dass Förderung keine Spezialisierungen ergeben sollen. Das Ziel soll sein, dass Schwerstbehinderte bei weniger stark Behinderten integriert werden können. Wissen wird genügend vermittelt: es fehlt an der Übertragung in die Praxis. Es braucht für die Arbeit mit Schwerstbehinderten Leute mit Herz, Berufung, Selbstkritik, Wärme, Offenheit. Es braucht ein grosses Know-how, das man aber grösstenteils lernen kann. Auf dem Papier bestehen diese Forderungen bei den meisten Ausbildungslehrgängen. Als Konsequenzen sieht diese Gruppe eine berufsbegleitende, politisch abgesicherte Ausbildung, obligatorische Wiederholungskurse, Fortbildung in den Institutionen, spezifische Angebote im Bereich schwerer Behinderung, Sonderpädagogik in der Lehrerausbildung, Koordination unter Ausbildungsstätten, Schaffung einer Lobby und Vorstösse bei der Erziehungsdirektorenkonferenz und beim Bundesamt für Sozialversicherungen.

Neue Perspektiven

An der Tagung wurden auch neue Perspektiven im Bereich Schwerstbehindertenbetreuung aufgezeigt. Ein Teil betrifft die Ausbildung von Fachleuten. Im Bereich der Sozialpädagogik ergab sich in den letzten Jahren eine Verlagerung der Ausbildung in den Tertiärbereich. Ausdruck davon sind die neue Namensgebung dieser Schulen (*Höhere Fachschulen*) und das neue Subventionierungsgesetz für die Höheren Fachschulen im Sozialbereich, das 1992 vom Parlament verabschiedet wurde. Dadurch, dass sich diese höheren Fachschulen zu eigentlichen Fachhochschulen mausern (wollen), besteht auf der Sekundärstufe eine Lücke. Die Fachschule für Sozialpädagogik in Zürich (Vereinigung zur Personalausbildung bei Geistigbehinderten, VPG) ist dabei, mit dem Projekt T+S einen dreijährigen berufsbegleitenden Ausbildungsgang zu schaffen, der diese Lücke ausfüllt und Zugang zu den Fachhochschulen garantiert. Dieser Lehrgang

sollte ab 1995 möglich sein und spricht Betreuer und Betreuerinnen aus dem Behindertenbereich an (nebst der bisherigen Ausbildung für SozialpädagogInnen). Im weiteren hat die VPG ein Weiterbildungsprojekt «Leben und lernen mit Menschen mit einer schweren Behinderung» in Planung. Dies ist ein Fachkurs, der sich mit insgesamt 16 Tagen über eineinhalb Jahre erstreckt.

Vorgestellt wurde im weiteren das Angebot des Bildungsklubs Thurgau. Dieser arbeitet darauf hin, dass Erwachsenenbildung auch für behinderte Personen selbstverständlich wird und in die Angebote von allgemeinen Erwachsenenbildungsinstitutionen (zum Beispiel Migros-Klubschule) eingegliedert werden kann, damit ein Modell gemeinsamer Erwachsenenbildung für behinderte und nichtbehinderte Menschen entsteht.

In einem weiteren Kurzbericht wurde das Wohnheim Windspiel, Liestal, vorgestellt. Es handelt sich um ein Heim, welches sich in den letzten Jahren erfolgreich von der Psychiatrischen Klinik räumlich und finanziell und damit auch betreuungsmässig trennt hat, auch wenn die Klinik vorderhand noch die Trägerschaft ausübt.

Spannungsfeld Behinderte und Finanzen

Ganz zum Schluss kamen noch Kantonsrat *Alfred Löhrer* und Nationalrätin *Marlies Voser* zum Zuge, welche sich Gedanken machten zu Projekten für schwerstbehinderte Menschen im Spannungsfeld der aktuellen finanzpolitischen Rahmenbedingungen. Löhrer stellte fest, dass es unbedingt eine Behindertenlobby braucht. Für ihn sind direkte Beziehungen zur Politik sehr wichtig. Im Kanton Zürich brauchen zwar die Behinderteninstitutionen nicht um ihre bisherigen Subventionen zu fürchten, doch werde ein Ausbau derselben in den nächsten Jahren unmöglich sein, was die Realisierung anstehender Projekte verhindere. Für Löhrer ist es eine Frage der Prioritätensetzung: Beispielsweise ist es bei einer Mittelschule sinnvoller zu sparen als bei Behinderten.

Marlies Voser fasste ihre Feststellungen in folgenden Punkten zusammen:

- Wir wollen alles gestalten und nichts mehr dem Zufall überlassen. Alles soll nach Gutdünken verändert werden (nach *wessen* Gutdünken?). Dies gilt auch für die Bildung.
- Ich betrachte das Recht auf Leben in allen Belangen als richtig. Wo dürfen und müssen wir heute eingreifen?
- Heute besteht das Wirtschaftsverständnis nach dem Prinzip der freien Marktwirtschaft: der Schnellere, der Leistungsfähigere gewinnt. Es ist nicht menschen- und schon gar nicht behindertengerecht, vor allem, wenn es neodarwinistisch ist.
- Auch im Behindertenwesen besteht die Gefahr des gegenseitigen Ausspielens.
- Die Zahl der Behinderten nimmt zu, wenn «behindert» gleich «nicht leistungsfähig genug» bedeutet. Arbeit kann in unserer Leistungsgesellschaft krank machen – Arbeitslosigkeit auch.
- Managerkurse werden nach wie vor problemlos finanziert, ohne dass nach dem Profit gefragt wird. Bei anderen Weiterbildungen tut man dies aber.
- Vieles war schon immer da. Die Finanzprobleme bestehen nicht erst seit heute. Darum lohnt es sich zu kämpfen, nach eigener Überzeugung zu handeln, sich mit Gleichgesinnten zusammenzutun, anderen Mut zu machen. Wer gegen den Strom schwimmt, kommt an die Quelle.

Auch für Voser ist die Geldverteilung eine Frage der Prioritätensetzung. Leider konnten die beiden Politiker nicht verhehlen, dass die Prioritätensetzung ihrerseits wieder eine Frage der politischen Ausrichtung ist.

The advertisement features a black and white photograph of a young woman with blonde hair, smiling broadly. Below her, a modern hospital bed with a headrest and a side table is shown. The text 'SACON-Betten erleichtern die Pflege!' is written in large, bold, sans-serif capital letters across the middle of the image.

Das SACON-Pflegebett garantiert Ihnen ideale Voraussetzungen für die Pflege Ihrer Patienten:

Vielseitige Verstellmöglichkeiten

Die richtige Pflegeposition einstellen, per Knopfdruck.

Höchste Bedienungssicherheit

Die Bedienung des Bettes ist ganz auf Sicherheit ausgelegt. Für Sie und Ihre Patienten eine wichtige Sache.

Entlastung soweit wie möglich

Der Patient erhält eine neue Selbständigkeit, die ihn motiviert – und Sie von vielen Handreichungen entlastet.

SACON – das Schweizer Pflegebett – wird in Ihren Händen zum perfekten Arbeitsgerät!

Rufen Sie uns an, wir informieren Sie gerne über alle wichtigen Details.



SACON AG

Industriestrasse 18
8910 Affoltern a.A.

Telefon 01 / 7617751